

HELEN RUSSELL

ZWISCHEN
MIR UND DEM
GLÜCK
STEH NUR NOCH
ICH

ROMAN



Ich packe meine sorgsam angeordneten Kosmetika ein und stecke die beschmutzten Kleider in eine der kostenlosen Duschhauben aus dem Bad, um Kreuzkontamination mit den anderen Sachen in meiner Reisetasche zu vermeiden. Nachdem ich mein Päckchen der Schande sicherheitshalber auch noch in ein paar Lagen Kosmetiktücher eingewickelt habe, ziehe ich den Reißverschluss der Tasche zu und verlasse das Zimmer.

Ich vermeide jeglichen Augenkontakt, bis mein »Walk of Shame« endlich in der Tiefgarage endet. Ich werde zu einem ehemals weißen Pick-up geführt, der offenbar mein Streitwagen sein wird, und räume erst einmal Bonbonpapiere, alte Zeitungen – »*die Hunde fahren gern vorn mit*« – und eine angebissene Pastete vom Beifahrersitz.

»O Gott, das stinkt ...« Angeekelt weiche ich zurück.

»Lecker. Es riecht unglaublich lecker, meinst du!«, sagt sie.

»... nach Diabetes Typ zwei ...«, murmele ich.

»Gib mir das bitte. Man darf nichts verkommen lassen.« Sie stopft sich die Fleischpastete in den Mund. »Was?«

»Nichts. Du siehst ... nun ...«

»Danke. Das ist meine Trennungs-Rachegedanken-Figur«, nuschelt sie durch einen Mundvoll Blätterteig. »Ich fresse wie Elvis nach dem Ramadan.«

Ich nicke, als würde das alles erklären. Ich frage sie nicht mehr nach ihrem Liebesleben. Ich gehe einfach davon aus, dass sie es mir erzählen wird, wenn es jemand Wichtigen in ihrem Leben gibt. *Wenn es jemand Wichtigen in ihrem Leben gibt, wird sie es allen erzählen.* Also gehe ich davon aus, dass die Rachegedanken einem kleinen Techtelmechtel gelten, das die Hunde nicht mit der angebrachten Verehrung behandelt hat oder allergisch gegen das Pferd war. Oder die »Haushasen«. Mich schaudert bei dem Gedanken. (»Wusstest du, dass Hasen ihren eigenen Kot fressen?«, habe ich ihr einmal erzählt, nachdem ich einen Artikel darüber im Netz gelesen hatte.³ Sie sagte nur: »Und?«)

Melissa legt einen Arm hinter die Kopfstütze des Beifahrersitzes, und wir ruckeln rückwärts los. Als wir uns vor der Ausfahrt in den Verkehr einreihen, fällt mir auf, dass sie mich ansieht. Genau ansieht.

»Was? Warum starrst du so?«

»Geht es dir gut?«

»Ja!« Meine Stimme klingt schrill. »Mir geht's super. Total super!«

Damit ist die Unterhaltung beendet, und wir blinzeln erst einmal gegen das Licht an. Ich patsche auf meine Tasche, bis ich meine Sonnenbrille ertasten kann – ein riesiges fliegenaugenähnliches Ding, das zum Glück die Hälfte meines Gesichts bedeckt, gleichzeitig aber auch aussieht, als würde ich hastig den Ort eines Verbrechens verlassen, um den Papparazzi zu entkommen. Ich hätte in dem verdreckten weißen Pick-up nicht deplatziertes wirken können.

»Ist recht hell, nicht wahr, Jackie O?«, sagt Melissa. Laut.

Meine Antwort ist lediglich ein Wimmern.

Das dumpfe Dröhnen, durchsetzt von einem hohen Trillern, das ich für das Geräusch des alten Motors gehalten habe, wird klarer, als wir die mehrstöckige Tiefgarage verlassen, und entpuppt sich als niemand anderes als Celine Dion.

Melissa versichert mir, dass sie das nicht bewusst hört. »Lokale Radiostation.« Sie weist mit dem Kopf in Richtung Radio, als wir anhalten und wieder losfahren und uns dann ruckelnd einen Weg durch die verstopften Straßen der Stadt bahnen. Die vielen Autos und das allgegenwärtige Hupen tragen nicht gerade dazu bei, meinen Kater zu lindern. Ich hole mein Handy heraus, und mir wird klar, dass ich nicht mehr darauf geschaut habe, seit ich nüchtern genug war, mich daran zu erinnern, dass ich ein Handy *besitze*.

Es ist ausgeschaltet. *Aus!* Ich mache mein Handy sonst nie aus. *Nie*. Mich schaudert, und ich halte den winzigen Einschaltknopf gedrückt und warte darauf, dass das schwarze Apple-Icon auf weißem Hintergrund erscheint. Mit fahrigen Fingern gebe ich mein Passwort ein, und mein Herz wird bei jeder Meldung eines verpassten Anrufs schwerer.

Ping!

Ping!

Ping-ping-ping-ping-ping!

Eine weitere Flut von Benachrichtigungen bricht über mich herein und informiert mich über Sprachnachrichten.

»*Sie haben ... ZWÖLF ... neue ... Nachrichten. Erste Nachricht, gestern, sechzehn Uhr sechzehn ...*«

Neeeeeeiiiiinnn ...

Das ist der Haken daran, wenn man sich zu jemandem macht, der immer die Kontrolle über alles hat, jemandem, auf den die Leute sich verlassen können: Irgendwann verlassen sie sich immer auf einen, man wird geradezu unentbehrlich. Und wenn es dann doch mal vorkommt, dass nicht alles ganz nach Plan läuft oder man, zum Beispiel, auf einem zahnmedizinischen Kongress ganz plötzlich spurlos verschwindet, dann fällt es den Leuten auf. Hätte ich einen Mann geheiratet, der weiß, wo der Staubsauger steht, und sich in einem Vorratsfach zurechtfindet, hätte ich wohl nicht schon heute Morgen drei Anrufe von zu Hause gehabt. Hätte ich in der Arbeit mehr an andere delegiert, dann, da bin ich ziemlich sicher, hätten sich um die neun Memos aus der Praxis auch andere Kollegen kümmern können – wenn auch mit einem geringen Qualitätsstandard. Aber so, wie die Dinge liegen, kommen sie eben zu mir. Alle.

Ich drücke auf den roten Knopf, weil ich noch nicht bereit für den Ansturm bin. Normalerweise habe ich etwa ein bis zwei Tage, um mich von den Vorträgen zu erholen, die man offenbar als Vollprofi im zahnmedizinischen Bereich zu halten hat. Normalerweise verbringe ich die ersten vierundzwanzig Stunden nach einer Arbeitswoche in weitgehender Stille damit, das Haus wieder auf Vordermann zu bringen – dabei ignoriere ich meinen Gatten und tausche lediglich ein paar Worte mit meinen teenagermäßig einsilbigen Kindern. Bis Montag habe ich dann meine Energiereserven wieder aufgeladen und kann mich einer weiteren Woche zwischenmenschlicher Kommunikation stellen. Aber heute ist erst Samstag. Ich habe meine »Rede«-Quote gestern mehr als erfüllt, und meine Batterie ist leer bis auf eine bebende, mir die Luft abschnürende Panik. Kurz gesagt: Ich bin überfordert.

Wenn sie wollen, dass ich heute einspringe, dann können sie mich mal, denke ich und reibe mir die Schläfen. Wenn Mark wieder Rückenschmerzen hat, dann ist das sein

Problem. Ich kann nicht für ihn einspringen. Ich bin nicht in der Verfassung, heute Patienten Shiraz ins Gesicht zu atmen ...

Wenn es was Wichtiges gibt, können sie mir eine Textnachricht schreiben. Oder eine E-Mail. Oder ein Flugzeug mit einem Banner schicken. Egal was, nur nichts, für das Sprechen notwendig ist ...

Ich überprüfe meinen Posteingang und beantworte so viele Arbeitsmails, wie ich kann, um mich ein wenig nützlicher zu fühlen und mir selbst zu versichern, dass ich mein Leben zumindest einigermaßen unter Kontrolle habe. Unglücklicherweise wird damit das Rumoren in meinem Magen wieder zum Leben erweckt.

Na wunderbar, jetzt habe ich nicht nur einen Kater, sondern auch noch die Reisekrankheit ...

Ich kurbele das altmodische Fenster runter, um ein wenig gar nicht mal so frische Stadtluft einzuatmen, während Celine Dions »Think Twice« langsam verklingt. Auf voller Lautstärke.

»Darf ich?« Ich zeige auf das Autoradio. »Mir geht es nicht gut.«

»Ach ne ...«

»Ich meine, könnten wir vielleicht etwas weniger *Schrilles* hören?«

»Wir haben die Auswahl zwischen Celine, Ronan Keating und UB40.«

»Oder vielleicht auch ›nichts‹?«

»Nö.« Sie schüttelt den Kopf und verpasst dem alten Radio ein paar Schläge mit dem Handballen, bis *UB40* erklingt. »Der Ausschaltknopf ist kaputt, und man hat nur die Wahl zwischen den lokalen Sendern.«

»Und woher weißt du, was sie spielen?«

Sie sieht mich an, als hätte ich den Verstand verloren. »Es ist *immer* Celine Dion, Ronan Keating oder UB40.«

»Oh.«

»Nicht jeder hat *digitales* ...«

Meine Antwort besteht aus einem spontanen Niesanfall, ausgelöst von den Tierhaaren im Auto. Meine Augen beginnen zu brennen, mein Atem wird flach, und ich weiß nicht genau, ob ich gleich ersticken oder spontan in Flammen aufgehen werde. *Vielleicht auch beides?* Ich bin froh, dass die Sonnenbrille meine zunehmend geröteten Augen verdeckt, und im nächsten Moment erwacht mein Handy wieder zum Leben.

Ach, fick dich, Elsa!

Ich sehe auf dem Display, dass es jemand aus der Arbeit ist, und stelle das Handy schnell auf lautlos.

Ich fühle mich ohnehin schon schuldig, weil ich nicht wie versprochen gestern nach der Podiumsdiskussion nach dem Rechten gefragt habe. *Aber im Ernst? An einem Samstag? Wetten, das war Steve, der Manager der Praxis. Leg dir ein Privatleben zu, Steve ...*

Ein dritter Anruf von einer Nummer, die ich nicht kenne.

Im ersten Moment befürchte ich, *er* könnte es sein. Nicht Steve, sondern *er*. Mr Teeth.

Ich habe ihm meine Nummer gar nicht gegeben. Oder doch? Wie alt bin ich eigentlich? Sechzehn? Wobei, als ich sechzehn war, waren Handys noch nicht einmal wirklich erfunden, also wären es Melissa oder Dad gewesen, die den Festnetzanruf

entgegengenommen hätten. Ich winde mich innerlich bei der Erinnerung – sowohl an letzte Nacht als auch an die unangenehmen Jahre, als jeder darauf lauerte, dass ich mich endlich für Jungs interessiere. Kein Wunder, dass ich so keusch geblieben war, bis ich von zu Hause auszog.

Nach ein paar mal Klingeln gibt der Anrufer auf, und ich atme erleichtert tief durch.

Bestimmt war das Steve. Vermutlich hat er es vom Handy seiner Frau aus probiert. Oder auf seinem Privathandy, von dem wir nichts wissen dürfen, weil er darauf garantiert niemals Tinder installiert hätte. Dabei hat Beverly von der Rezeption ihn letzte Woche mindestens zweimal dabei ertappt, wie er nach rechts gewischt hat ...

Doch dann erscheint die Nummer wieder auf dem Display, und ich drücke auf »Gespräch beenden«, während eiskalte Panik mich durchströmt – nicht nur habe ich letzte Nacht einen elementaren Fehler begangen, es könnte sein, dass dieser Fehler mich nun verfolgt. Sogar ... bis nach Hause.

Bitte mach, dass er keine Textnachricht schreibt, bete ich zu welcher Gottheit auch immer, denn im Grunde habe ich seit Mitte der Neunziger aufgehört an ... na ja, irgendwas ... zu glauben.

Ich rufe meine Nachrichten auf und werde noch panischer, als ich die vertrauten drei Pünktchen sehe, die andeuten, dass mir gerade jemand schreibt.

Er schreibt etwas ...

Bist du okay? Mehr nicht. Ich blicke in die Ferne, um die aufsteigende Übelkeit zu mindern, ehe ich wieder auf das Display sehe und die mysteriöse Nummer betrachte.

Wer ist da?, schreibe ich zurück.

Nichts.

Dann tauchen die drei Pünktchen wieder auf und hören gar nicht mehr auf, unheilvoll zu pulsieren. Erneut nehme ich mir eine Pause, um den Blick in die Ferne zu richten und die aufsteigende Galle wieder nach unten zu drängen, ehe ich auf das Display schaue.

Er schreibt immer noch? Das kann nichts Gutes bedeuten, denke ich. Aber dann hört es auf.

Er hat aufgegeben. Und ich habe meinen Seelenfrieden zurückbekommen. Na ja, zumindest so viel Seelenfrieden, wie man als zweifache, verheiratete Mutter, die gerade etwas schrecklich Dummes getan hat, haben kann.

An der nächsten Ampel bemerkt Melissa, dass ich nicht mehr auf mein Handy starre, und verpasst mir einen aufmunternden Schlag gegen das Handgelenk, der mal eben meinen halben Arm taub werden lässt, und sagt, ich könne mich an den Törtchen im Handschuhfach bedienen. In ihrer Welt ist das ein Zeichen der Zuneigung.

»Nein danke.«

»Möglicherweise sind auch noch schottische Eier drin, falls du die lieber magst?«

»Ich habe keinen Hunger, aber danke.«

»Selbst schuld«, murmelt sie. »Übrigens hast du noch ein bisschen Erbrochenes am Hals.«

Na wunderbar ...

»Nun, und du hast noch Hackfleisch von der Pastete an der Wange«, antworte ich. Es ist nur ein schwacher Sieg. *Melissa schert sich vermutlich nicht darum, dass sie irgendwo*

Fleisch kleben hat. Wahrscheinlich denkt sie, dass sie damit in ihrem großen Truck exzentrisch und ausgeflippt wirkt. Während ich eine Zahnärztin bin. Die Kotze am ... Ich lege eine Hand auf mein Schlüsselbein und übe Druck aus, um das unangenehme Gefühl zu lindern.

»Was ist?«

»Nichts«, bringe ich mit schwacher Stimme hervor. »Es ist nur ... mir ist nur etwas eng in der Brust.«

»Hast du bei deinem BH die falschen Häkchen erwischt? Das kenne ich.«

»Nein, mit meinem BH ist alles in Ordnung.« Ich sage nichts von den Herzrhythmusstörungen, die ich in den letzten zwei Jahren immer mal wieder hatte. Die offenbar nicht normal für eine Frau in ihren Dreißigern sind. Sagte der männliche Arzt in seinen Fünfzigern. *Ihn möchte ich mal sehen, wenn er nach fünf Stunden Schlaf pünktlich zwei Kinder mit angezogenen Schuhen aus dem Haus haben soll, um dann nach einer 16-Stunden-Schicht neben einem Mann ins Bett zu fallen, der Stonehenge aufregender findet als seine Ehefrau. Und dann sehen wir mal, wessen Herz Belastungen ausgesetzt ist ...*

Ich bekomme einen weiteren Niesanfall und bin mir sicher, dass mein Inneres sich gleich explosionsartig nach außen kehren wird. Schon wieder. Entweder das, oder ich ver falle in eine dieser Panikattacken, die sich anfühlen, als würde ich gleichzeitig fallen und ertrinken.

Ich habe keine Zeit für so was ...

In meinem Terminplan – einer scrollbaren Tabelle mit farblichen Kennzeichnungen, die jeden nur denkbaren Aspekt des modernen Lebens abdeckt – ist kein Feld, in dem steht: *Schieß dir selbst ins Knie, indem du dich betrinkst und auf die Hilfe deiner kleinen Schwestern angewiesen bist.* Ich habe Dinge zu erledigen. Die Kinder müssen zum Schwimmen. *Was Greg sicher vergessen hat ...* Außerdem zum Klavierunterricht. Und danach sind sie vermutlich noch mit anderen Kindern zum Spielen verabredet. *Ich kann mich einfach nicht erinnern, ob das heute oder morgen war ... verdammt ...* Ich blicke auf mein Handy, um nachzusehen, als die unbekannte Nummer erneut auftaucht. Ich drücke auf »Gespräch beenden«. Wieder. Und dann noch ein Anruf von der Arbeit.

Bestimmt ist es nur dieser dämliche Steve, sage ich mir. Die Anrufe von Unbekannt stammen sicher auch von Steve. Von wem auch sonst?

Ich gehe trotzdem nicht ran. Und dann ruft Esme, die oberste Chefin, an. *Jetzt solltest du wirklich rangehen. Es ist deine Chefin, es ist deine Chefin, es ist deine Chefin ...* Und doch ...

Sie können mich ohnehin nicht feuern: Ich bin die Einzige, die eine Ahnung hat, wie das neue Poliergerät funktioniert. Und wo die Reserve-Röntgenplatten sind. Und der Kaffee ... Im Grunde können sie mich nicht feuern. Oder etwa doch?

Ich drücke wieder auf »Anruf beenden«. Und noch mal. Und noch mal. Und schon bald hämmere ich wie eine Wilde auf mein Handy ein, um es zum Schweigen zu bringen. *Ich. Kann. Heute. Einfach. Nicht. Reden.*

»Kannst du nicht mal für fünf Minuten das Handy weglegen?«, beschwert Melissa sich. »Damit wir uns unterhalten können? Wie normale Leute – wie früher.«